



Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Schiller als Wegweiser

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

bei der Synthese von These und Antithese beruhigen. Mit gutem Recht beruft er sich darauf, daß er in solchem Sinn vor zwei Jahren vom vermittelnden Charakter der deutschen Literatur und vor einem Jahre von der dramatischen Poesie gesprochen hat.

Dem vermittelnden Kritiker Müller mußte mit Notwendigkeit, sobald er sich grundsätzlich über das Schöne zu äußern hatte, die Bedeutung des Häßlichen bewußt werden. Zugleich enthüllte es sich ihm als ein Stück „Leben“, fand also schnell seine Stelle in seinem Weltbild. Zur Rechtfertigung des Häßlichen stiftet er ein neues Gegensatzpaar: gesellig und persönlich. Es ist selbstverständlich, daß die Verbindung der Pole ihm auch hier als Ziel erscheint. Die Vorlesungsreihe gipfelt in einem umfassenden Aufruf zur Synthese der Gegensätze.

Friedrich Schlegel stellte in seinen Anfängen antike Dichtung als Welt des Schönen neben die Welt des Charakteristischen, Individuellen, Interessanten, Neuen, Pikanten und Trappanten, die sich in neuer Dichtung auslebt. Die neue Dichtung enthüllte sich ihm mithin als eine Welt des Unschönen. Das bestimmte zuerst seine Wertung. Hinterdrein ließ auch Schlegel den Modernen ihr Recht; sie wurden ihm: die Romantiker, die er selbst zu hohen Ehren gelangen ließ. Müller nimmt sofort diesen Standpunkt ein. Die individuelle Kunst ist ihm wertvoll, mag sie auch dem Häßlichen weiten Raum lassen.

Ein Zusammenhang mit Schiller auch hier. Im Hintergrund steht Schillers Wunsch, einer Kunst rechte Anerkennung zu schaffen, die nicht auf die Grundsätze der Antike eingeschworen ist. Schiller indes ist noch von anderer Seite in diesen Vorlesungen der Wegweiser Müllers. Wenn der Gegensatz des Schönen und des Erhabenen zu erörtern ist, kann Müller die Untersuchung dieses Gegensatzes durch Burke nicht außer acht lassen. Allein sofort nennt er Schillers einschlägige Forschung, und zwar gleich die Briefe „Über die ästhetische Erziehung“, nicht die Aufsätze über das Erhabene. Er setzt eine Antithese dieser Briefe um in seine Ausdrucksweise und greift zu männlich und weiblich. Das Wortpaar kehrt auch sonst in diesen Vorlesungen wieder und lebt sich auch in dem Tanzgleichnis aus, das schon in den Vorlesungen über das Drama sich ankündigt.

Schwer fällt ins Gewicht, daß Müller in diesem Fall über Burke, dem er sonst nur höchste Anerkennung entgegenträgt, rasch zu Schiller weitergeht. Ist das nicht ein Eingeständnis, daß ihm Burke neben Schiller über das Erhabene nichts Wesentliches zu sagen hatte? Wirklich war das Entscheidende der Deutung Burkes schon vor Schiller

in der Ästhetik Deutschlands zu finden und besonders seit Kant der Wesensbestimmung des Erhabenen dienstbar.

Um so gewagter bleibt der Versuch, mit Berufung auf diese Stelle der Schrift über das Schöne Burke zum Wegweiser Kleists erheben zu wollen. Daß — wie Burke sich ausdrückt — Gegenstände, die in der Wirklichkeit widrig sein würden, in der tragischen oder einer andern Nachahmung die Quelle einer sehr hohen Art von Ergötzungen werden, war der Ästhetik des 18. Jahrhunderts ganz geläufig. Vollends hatte Kleist längst in seinen Dichtungen diese ästhetische Tatsache verwirklicht. Und so darf Burke schwerlich als Voraussetzung der „Penthesilea“ gelten, mögen auch einzelne Sätze seiner Schrift über das Erhabene wie eine Rechtfertigung der „Penthesilea“ klingen. Andererseits geht auch Reinkemeyer (S. 74 f.) zu weit, wenn er Müller wegen der Begriffsbestimmung des Erhabenen zum Sensualisten macht. Müller hatte notwendigerweise Sensualistisches vorzutragen, sobald er ästhetische Ansichten Burkes kennzeichnete; bleibt doch auch Schiller in solchen Zusammenhängen dem Sensualismus nahe.

Die ungemeine Bedeutung Schillers für diese Vorlesungen enthüllt sich in den letzten Abschnitten. Sie sind auf dem Gedanken der ästhetischen Erziehung aufgerichtet, wie Schiller ihn geformt hatte, und berufen sich ausdrücklich auf ihn. Sie stimmen in der Umschreibung des höchsten Ziels der Menschen genau mit Schiller überein. Sie gehen über Schiller hinaus, indem sie vom Einzelmenschen zuerst zum Volk und dann zur Menschheit fortschreiten. Schiller will nur den Menschen ästhetisch erziehen, Müllers gesellschaftliche Betrachtungsweise konnte füglich nicht mit Schiller beim Edelmenschen stehen bleiben. Er mußte wieder — wie einst Lessing — die Erziehung des ganzen Menschengeschlechts hinzunehmen. Und auf dem Weg vom Einzelmenschen zur ganzen Menschheit traf er, der Staatslehrer, das Volk an.

Es ist der Schritt, den das neue Jahrhundert über das Jahrhundert der großen Persönlichkeiten hinaus tut, der Schritt vom Individualismus zum Kollektivismus. Auch Kleist scheidet sich an dieser Stelle von Schiller, sein Homburg sich von Max Piccolomini. Allerwichtigst aber bleibt, daß Müller innerhalb solcher Erweiterung des Erziehungsgebiets auf dem Boden der ästhetischen Erziehung verharret, wie Schiller sie gedeutet hatte.

Ist er deshalb des Ästhetizismus zu beschuldigen? Es klingt gewiß seltsam und lebensfremd, wenn er auch noch Staatskunst als schöne Kunst faßt. Ein gewagtes Paradoxon also, das bestechen will, nicht